

Eine gewisse Vagheit

Donald Runnicles dirigiert die Berliner Philharmoniker

Peter Uehling
17 Mai 2008

Hector Berlioz ist der einzige Komponist von Bedeutung, den man der schwarzen Romantik des 19. Jahrhunderts zuschlagen kann - jener literarischen Unterströmung, die sich handgreiflich mit dem Fantastischen, Obskuren, Schauerlichen befasst, ohne den Ausweg der Transzendenz offen zu halten. Seine "Grande messe des morts" steht den Funktionen ernsthaften Totengedenkens, des Trostes, der verlockenden Ausmalung des Jenseits so fern wie ein Vampir der Auferstehung. Berlioz hat berichtet, wie ihn beim Komponieren vor allem die Vision des Dies irae, des Jüngsten Gerichts, bedrängte. Diese Bedrängung hat er im knatternden, den Hörer einkreisenden Angriff von vier Blechbläserensembles an das Publikum weitergegeben.

Die andere, zugleich pragmatische wie auch vollkommen großenwahnsinnige Seite dieses Requiems betrifft seine Besetzung. Sie ist berüchtigt riesig, 50 Blechbläser und mehr als 100 Streicher sieht die Partitur vor, und zu behaupten, es wäre Berlioz um etwas anderes gegangen als die Entfesselung ungeahnter Klangstürme, wäre gar zu protestantisch. Berlioz wusste, dass der Tumult, der Krach nur im Kontrast zur Ruhe, zur Stille wirkt. Die Ausbrüche sind formal überaus kalkuliert, wie auch die Musik für diesen riesigen Klangkörper so grob gezimmert ist, dass sich die zwangsläufigen Unschärfen im Rahmen halten. Berlioz wusste sehr genau, was er tat: Als Aufführungsort war der Invalidendom in Paris vorgesehen, und eine mehr als dreistimmige Polyphonie, ein höheres Tempo als Andante braucht man hier nicht anzusetzen, sie würde vom Hall des Raumes verschlungen werden.

Marek Janowski hat das Stück mit dem Rundfunk Sinfonie-Orchester und dem Rundfunkchor Berlin vor fünf Jahren im Berliner Dom zu beeindruckender Wirkung gebracht. Am Donnerstag in der Philharmonie dirigierte Donald Runnicles die Berliner Philharmoniker und den Atlanta Symphony Orchestra Chorus - und in diesem Raum wirkt die Musik dann doch etwas leer. Anders als der Berliner Dom unterstützt die Philharmonie nicht das Durchden-Raum-Kriechen der Klänge, das Berlioz in den langsamen Entwicklungen seiner Musik komponiert hat. Sie zentralisiert den Klang, legt ihn unter das Ohren-Mikroskop ihrer klar zeichnenden Akustik und offenbart damit gnadenlos, was im Gewölbe verschwimmen würde: Ungenauigkeiten. Gewiss sind geschätzte 100 Meter Entfernung zwischen den Fernorchestern ein Problem bei der Koordination, Schall ist langsamer als die Achteltriolen des "Tuba mirum". Aber eine gewisse Vagheit kennzeichnete die gesamte Aufführung.

Warum der riesige Chor - er belegte neben dem Podium noch den C-Block - aus Amerika importiert werden musste, mag Runnicles als erster Gastdirigent des Atlanta Symphony Orchestra erklären; die leicht hängende Intonation des Chores erklärt es nicht. Und Runnicles selbst, der ab Herbst als Generalmusikdirektor an der Deutschen Oper wirkt, würden wir gern mit größerer Begeisterung empfangen, aber so recht disponiert wirkte seine Interpretation nicht.

Es sind wie gesagt eher grobe Mittel, die das Stück gliedern, aber die sollten sitzen. Runnicles verschenkt im ersten Satz nach der engräumigen Chromatik und den furchtsam zitternden Rhythmen im ersten Satz einen Aufschwung wie das "luceat" auf dem von den Violinen über zwei Oktaven durchmessenen D-Dur-Akkord und nimmt dem Satz seinen wichtigsten Kontrast. Und die große Orchesterfuge im "Offertoire" entwickelt keinerlei formale Dynamik, sondern läuft immer wieder auf die kurzen, auf zwei Tönen wimmernden Choreinsätze zu.

Am besten gelangen die kurzen Sätze, allen voran das "Sanctus". Der Tenor Joseph Kaiser sang diese einzige Solo-Stelle des Werks mit brünstiger und dennoch reiner Ekstase, die Philharmoniker webten dazu einen zeitentrückten, hell flimmernden Klangteppich.